

Das Gewissen.

Von
Hans Bauer.

(Nachdruck verboten.)

In einer Vertikalen beginnt die Vorbereitung. Ich wandere im Reich der Seele ein wenig des Besonderen eines nummerierten Platzes nach ein wenig die Paralelle.

Der ich heute Armer, armer Dostoevski! Wird ein böser Kleinall. Ganze Reiten von Stühlen sitzen noch hochgeklappt. Wer ein paar interessante Menschen hat, ich doch vorzutragend. Einige seine, durchgängig Männer: alle, lügen vorzutragend und eilige Frauen sogar hat ein sich's nicht nehmen lassen. In der ersten Reihe sitzt eine ganz junge. Von leeren Seiten umlagert. Ihr blondes Haar schließt sich nettlich um die beiden Schläfen. Ein niedliches Rästchen klebte zwischen zwei sanftigen blauen Augen. So etwas Interessantes, Sekundares brennt aus ihnen. Ich hätte sie verlobt an, wie ich an ihr vorbeifahren sollte.

Sie schielte meinen Blick aufzufangen und senkt das Köpfchen zur Erde. Ein dünnes Rot lag über ihre Wangen überflammen.

Was nun? Ein so schlagernes, schönes Fräulein...? Ich schenke weiter. Langsam und witzig. Umrunde den ganzen Saal und bin schon wieder auf 10 Schritt an das rechte Fräulein heran.

Jetzt schielte sie zuerst zu mir auf — ob sie mich von irgendwoher kennt? — und dann wieder mit ihren Blicken aus und verwirrt sich in das Programm.

Ich schielte ihr Herz bis zu mir schloßen. Und wer beunruhigt denn eine so junge Mädchen: alle so, daß die ganz zappelig wird und es mit der Anfreizung zu tun bekommt — so werd' denn, als einer, für den sie sich interessiert, als einer, der einen geht? Ich und ich nicht wieder um das ganze Saalrund, promenierte nun mehr am Podium entlang.

Sie ist wirklich schön. Von sanfter Schwung der Linien ist ihr Antlitz, von zarter Wärme der Stern ihrer Augen, von purpurner Röte die Annuit ihrer Lippen (von purpurner Röte die Annuit in ihrer Lippen: Rein! wie das schon Klingel!) Ich gerate in ihr innerlich in mir selbstes Schwärmen hinein. Und — was gilt die Welt — auch sie ist mir nicht abhold. Ich imponiere ihr. Keine Sekunde verstreift, in der sie nicht die Gedenke zu mir hochfliegen ließe.

Das sollte ich mit entgegen lassen? Ein dummes Gerede, ... Sie vergehen und Sie kommen mit so recht bekannt vor — aber was ähnlich abnormes wird im rechten Augenblick sich schon auf meine Lippen zwingen.

Ich wagh' ich. Schritte langsam und sinnend auf sie zu, als überlegte, als bedachte ich ...

Und wie ich nur zwei Schritte noch von ihr entfernt bin, springt sie auf und löst wie ein Krebs und stammelt, daß das dann wohl ein Versehen sei, und ich solle nur entschuldigen, aber der Portier sei daran schuld, er habe sie falsch gewiesen ...

Im Finsternschloß entleert sie und verschwindet in einer der letzten Reihen. Wo die Plätze 50 Pfennig kosten.

No 10

Bunte Zeitung.

Aus dem von Marschall Leffler. Der napoleonische Marschall Leffler, der vor hundert Jahren ein ruhmreiches Leben beschloß, war ein Kaiser und wurde von seinen Bundesleuten, die ihn aus einer einfachen Lebensstellung zu höchsten Ehren emporheben sahen, besonders verehrt. Aber nicht nur die Kaiser liebten ihn, sondern auch die Deutschen, die unter seiner Führung in Rußland, Ägypten und Spanien gekämpft hatten, und diese Liebe war ein Zeichen der Dankbarkeit gegen den großmütigen und vornehmen Menschen. Während des spanischen Feldzuges drang einmal eine Diebesbande in das Zelt des Generals und stahl ein goldbordiertes Barett. Einige der Diebe wurden ertränkt und zum Tode verurteilt; aber vor der Auslieferung des Arells wurde Leffler von Witzlingen erschossen

und sagte: „Ihr seid Diebe, die Kränze in den Augen haben, ich vergehe euch!“ Natürlich erregten seine Worte einen Sturm von Begeisterung bei seinen Soldaten. Leffler war sehr stolz und sprach freimütig auch mit Napoleon. Als ihm der Kaiser den Mithras einer militärischen Unternehmung vorwarf, antwortete er: „Ich möchte das Kommando der Garde Curer Majestät übernehmen, ich bin es müde, der Unterbefehlshaber der Armee zu sein.“ „Nein,“ erwiderte Napoleon, „ich ernenne Sie zum Mitglied des Senats.“ Der Marschall reiste darauf nach Paris ab. Berühmt geworden ist die Aitavote, die Leffler einem abelstolzen jungen Mann gab, der fortwährend von seinen Ahnen erzählte. Er schloß ihm mit folgenden Worten den Mund: „Selen Sie doch nicht so stolz! Sie rekonstruieren Reits mit Ihren Ahnen; ich bin selbst ein Ahn!“

Literatur.

Die Novellen von Goethe. Herausgegeben von Heinz Amelung. Verlag B. Giraardt, Offen. 1920.

Einem einzelnen seiner kleineren Werke hat Goethe den schlichten Titel „Novellen“ gegeben; eine zweite von ihm verfasste Geschichte, „Die wunderthätigen Nachbarn“, hat er ebenfalls gelegentlich als eine Novelle bezeichnet. Aber damit ist kein Kateil an dieser Dichtungsart durchaus nicht erschöpft. Die meisten seiner Novellen allerdings hat er in größere Dichtungen hineingewoben: in Wilhelm Meisters Wanderjahre, in die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, die Wahlverwandtschaften, in Dichtung und Wahrheit. Aber diese Werke — mit Ausnahme des letzten — werden kaum beachtet und gelesen, und insofern bleiben auch die darin stehenden Novellen fast unbekannt, in denen sich doch eine Kunst der Erzählung offenbart und verspricht, wie sie seit Cervantes seinem Neuen eigen gewesen. Diese Novellen sind ihrem Rahmen zu lösen und sie mit den selbständigen sowie auch mit den unvollendeten Geschichten in einem Bande zu vereinigen, war ein sehr glücklicher Gedanke. Es gibt freilich schon Sammlungen einzelner Novellen Goethes, aber noch keine, die sie alle zusammen bringt. In diesem Bunde lernen wir unsere größten Dichter so recht erst als Erzähler kennen und schätzen; und deshalb gehört dies schön ausgestattete Buch in jede deutsche Familie. Es ist berufen, ein reines deutsches Hausbuch zu werden.

Verpflichtung — Volk — Reibiger. Entwicklungstufen zum Weltfrieden. Von Siegfried Dyd. Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte, Berlin W 8.

In 40 Seiten gibt Siegfried Dyd, der jahrelang als politischer Redakteur der „Saale-Zeitung“ wirkte und jetzt Redakteur an der „Königsberger Hartung'schen Zeitung“ ist, wertvolle Gedanken über das Individuum, die Sitte, den Staat, die Art, die Klasse, das Volk, die Nation, die Zusammenfassung der Faktoren, die Entwicklung, die Möglichkeiten. Das Buch gliedert sich in die Hauptteile: Egoistische Entwicklung — Nationalitäten und Nationalismus — Die Humanität im Weltkrieg — Das Nationalitätenproblem — Die Voraussetzungen einer Gesellschaft der Nationen. Es ist erkaunt, wie die unendliche Fülle tiefer, tiefer, neuer Gedanken Dyd mit eindringlicher Deutlichkeit, bei aller Wissenschaftlichkeit in der Darstellung, den das große Prinzip der Totalität geaugen hält, der mit unendlicher Liebe zum Volke beghbt ist, und der den Organismus in jedem Fall der distanzlosen Form vorzieht, ein Mann, der nicht am Kleinlichen haftet und organischen Gedanken hat. Es ist ein Buch, das Liebe und Temperament, Liebe zu den Menschen und zu einer geliebten Entwicklung haben entstehen lassen und das trotzdem in seiner Lebensmäßigkeit ein wertvolles, wissenschaftliches Dokument darstellt. Die historischen Zusammenhänge, die Dyd findet, sind, so eigenartig sie auf den ersten Blick erscheinen, erfüllt von tiefem Verständnis für Volksgeschichte. Die nationalökonomischen Probleme sind so sicher und sachkundig erörtert, daß die kleine Buch in gewissem Sinne eine am geschichtlichen Beispiel erläuterte Ueberlebung über die Nationalökonomie bedeutet. Für die, denen der Gedanke einer Völkerverbündung überhaupt plausibel gemacht werden kann, entwickelt sich hier dieses geniale Problem mit all seinen Lichtseiten in einbringlicher Form. M. F.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 67,
Fennru 4520 u. 1630.

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 241

Dienstag, den 26. Oktober

1920

Der Kammerdiener.

Novelle von
Ester D.M. Hall.

(Fortsetzung) (Nachdruck verboten.)

Einem schönen hübschen dunkelhaarigen Frau lag unbekleidet in einem bunten tropischen Gewand zwischen unartikulierten Blumen und grotesken Tieren, die sich zu ihren Füßen durch das Schilf wandten. Es war linksig gemalt und nachlässig, in seiner Art ein köstlich naives Werk. Man schielte sich in das dreißigste Jahrhundert. So mochte ich damals das Volkstümlichkeit in die Dinge vorgeföhlt haben, die man nicht sieht. Ein ungeschönlches Bild. Vera schaute es lange an, ehe sie darüber zu äußern.

„Ich ging fort, um einen Leib oder Schuh zu kaufen und kam heim mit diesem,“ sagte er.

„So geht es uns oft,“ sagte sie. „Als wir uns kennen lernten, hatte ich den Geist, Du seist ein wunderbarer Mensch, die Frauen sprachen von Dir nur mit einem bestimmten Augenaufschlag und ich beschloß, Dich unaußersächlich zu finden, und war entsetzt, als ich Dich dann zum Tischstocher bekam.“

„Und Du sagtest mir das ganz offen schon beim Entfallen der Serviette,“ lachte er. „Und dann?“

Sie schielte ihn an, aber sie lachte nicht. Es lag heute wie ein dunkler Schleier über ihr. Sie konnte keine Fröhlichkeit finden. Dieses Bild stieß sie ab. „Es stößt mir Frauen ein,“ sagte sie.

„Wirklich gedwöhnt Du Dich daran,“ meinte er.

„Ja, aber es geht ein sehr fünfzigjähriges Jahre dazu, ich bin nun einmal keine Fremdling des Expressionismus.“

„Wie lange hast Du eigentlich die Dienerei?“ fragte sie plötzlich.

„Fast fünfzigjährig Jahre,“ sagte er. „Seit ich meinen Abschied genommen habe.“

„Und bist immer mit ihm zufrieden?“

„Stets. Wir haben uns an einander gewöhnt, er an meine Eigenheiten, ich an seine Tugenden. Und er hat nur solche, er raucht nicht, trinkt nicht, spielt nicht, hat keine Frauengutmereigehichten, er besucht einmal in der Woche, Samstag abends um acht, einen „Klub herrschaftlicher Diener“. Dort ist er auch heute abend wieder hingegangen. Aber Schlag zwölf kommt er zurück. Er ist pünktlich wie eine Uhr, oder viel pünktlicher, denn diese gehen oft nach, aber Emil geht nicht nach. Er stammt aus einer Dienerei, sein Vater und sein Großvater sind schon in unserer Familie gewesen, es ist ihm a) so vieles vererbt, was andere erst auf Schulen lernen müssen.“

„Was hast Du eigentlich gegen ihn?“ fragte er hinzu.

„Sein Gesicht gefällt mir nicht,“ sagte sie.

„Sein Gesicht?“ sagte der Baron verwundert, als ob er sich erst darauf besinnen müße, wie das Gesicht seines Dieners aussah. „Nun ja, er ist kein Adonis, aber von einem Diener verlangt man das schließlich auch nicht. Ich hatte früher einen Kutscher, der aussah wie ein Pavian, und er war der beste Pferdepfleger, ich habe nie wieder einen solchen verächtlichen Mann bekommen.“

Plötzlich richtete sich Vera rasch auf und ihr Gesicht nahm einen gespannten Ausdruck an. Sie schaute nach der Türe.

„Was ist denn wieder?“ fragte der Baron.

Sie schüttelte den Kopf. „Nichts... Ich dachte, es wäre jemand.“

Sie warteten eine Weile, aber man hörte nichts. Das Feuer spielte über den roten Teppich und das Windspiel erhob sich aus seinen Röhren und legte sich, viel leicht war es eiferfüchtig, zu den Füßen der Frau auf deren Schleppe nieder. Draußen schlug eine Turmhöhe elf, das Jahr näherte sich seinem Ende. Es begann zu schneien. Sie traten auf den Balkon, um zu hören, ob es nicht bald auf ihr schneien würde.

Die breite einsame Villenstraße lag verödet unter dem Schneegestäuber. An der Ecke hielt ein Auto unbeweglich, als warte es auf jemand.

„Wie still ist es hier draußen,“ meinte Vera freilich. „Und auch im Hause rührt sich nichts.“

„Die Leute werden Silvester auswärts feiern, und der erste Stocher steht,“ sagte er.

„Wir wollen etwas Musik machen,“ schlug sie vor.

Er ging zum Grammophon und nahm die Platten heraus. „Was möchtest Du? Klaisches, Kammermusik, Beethoven.“ Eine Brassorstudie nach Paganini, oder eine Oper?“

„Ja, ja, eine Oper.“

Gleich darauf erklang Santuz als Klage.

„Nein, das nicht.“

Er furbelte „Carmen“ an und man hörte die brennende Stimme einer ungeschicklichen Sängerin.

„Carmen Bique... er da'n poor eriter...“

Vera hörte zu, den Kopf in die Hand gestützt.

Auf einmal bestellte der Hund.

Sie schielte zusammen und sprang auf. Das Windspiel war nach dem offenen Salon gegangen und blieb auf der Schwelle stehen und schnupperte unruhig umher.

„Siehst Du, er ist auch schon nervös,“ sagte der Baron.

„Das nun fortgehen,“ hat sie. „Es war ganz blaß geworden.“

„Weil der Hund bellt? Aber nicht...“

„Komm mit ins Freie — Ich bitte Dich, irgendwohin, in ein Ra'fe mit Musik und vielen Menschen.“

Sie gingen. Als sie auf die Straße traten, schneite es in großen Flöden.

„Schade,“ sagte er, „es war so gemütlich da drinnen...“ Sie gingen schweigend im wirtelenden Schneegestöber durch die Anlagen. Aus dem Dunkel tauchte die geistig leuchtende Gestalt eines Reiters auf. Jemand ein Fürst, der auf seinem kleineren Roß sah und der in seinem weichen Schirmmantel wie ein Spuk wirkte. In dem erleuchteten Ra'fe war buntes bewegtes Leben, man hörte gedämpfte Musik. An den kleinen Tischen saßen Paare beim Spiel. Damen in ausgedehnten hohen Gesellschaftskleidern, und großen Reiter auf den Säulen, Serren in Frack und Zylinder.

Vera atmete auf. Sie waren unter Menschen.

„Das nun herbleiben.“ Sie bezieht ihren Mantel an und nahm neben ihm Platz. Die Musik stimmte eben eine neue Melodie an, es waren gute Geigen darunter und ein wunderbares Cello. Cellogettelten Klängen.

„Was ist das?“ fragte Vera. Er reichte ihr das Programm.

Sie las, erbat, und kultierte das Papier in ihrer behandschulten kleinen Hand zusammen.

Er bemerkte es. „Was ist es denn?“ fragte er.

„Etwas von Wagner.“

Er erkannte nun den Danse macabre. Die Uhr schlugen Mitternacht. Eine geräuschvolle Fröhlichkeit begann um sie herum. Sie schauten den Gewühl zu. Aber wie drüben in dem engen Raum stand etwas hemmend zwischen ihnen.



Und der Baron bemerkte, daß Vera oft mit der Hand über ihre Stirn fuhr, wie um einen Gedanken wegzustreichen. Allmählich wurde er angeleert.

In dem bläulichen Rauch, der über dem Raume lagerte, erschienen die Paare. Man sah nur noch einzelne nackte Schultern, von schwarzem Tüll umspannt, einen weißen Arm, der nach einem Mantel griff, einen Kellner, der sein Tablett durch die Menschenmenge balancierte, und im Hintergrund am Rande die weiße Zade eines Rocks, der dort sitzende Paare verkaufte. Draußen läuteten die Glocken das neue Jahr ein.

Die Stimmung, in der sich der Baron seit dem Sylvestereabend befand, hielt auch die folgenden Tage an.

Er war gereizt, und glaubte plötzlich die Klänge dieser Laune in seinem Diener gefunden zu haben. Sein Schreibtisch war nicht mehr geordnet, die Blumen verwelkt, er verlangte Rechnungen zu sehen, die er längst beglichen hatte, und eines Tages war eine kostbare Aquarellmalerei verschwunden. Er beschuldigte den Diener, er habe sie entwendet. Der Mann verteidigte sich, sie wurden beide erregt und der Baron entließ ihn.

Dann rief er Vera an und sagte es ihr. „Gott sei gelobt,“ flang es erleichtert aus der Ferne. „Und die Aquarellmalerei?“ „Mit verschwunden.“ „Schade,“ sagte sie.

Es war ein Geschenk von ihr, diese köstliche, große blaue Perle, hatte er am liebsten getragen.

Der Baron machte einige unruhige Wochen durch, in denen er mehrere Diener hatte und entließ. Die Aquarellmalerei hatte sich inzwischen unter einem Sofa gefunden. Er merkte nun erst, wie verächtlich er war. Er wurde bestohlen. Seine eigenen Zimmer verstaubten bei diesen gleichgültigen Dienern, die weder einen Koffer packen gelernt hatten, noch ein einfaches Mahl zu bereiten wußten. Und der Baron entsappte sich bei dem Wunsche, seinen alten Diener wieder zu nehmen, aber Vera stand zwischen ihnen.

Sie versicherte ihm, erleichtert zu sein, daß er diesen Wunsch nicht mehr um sich hatte. Der Mann war ihr ungenutzbar. Dagegen war nichts zu machen.

(Schluß folgt.)

Die schwarze Schweiz mit den vier Rappen.

Von
Hies Ultesch, Wien.
(Nachdruck verboten.)

... ganz außerordentlicher Heftigkeit wurde heute die Adressen zum Geschäft des Herrn Godopitzki aufgerissen. Ein eleganter Herr stürzte herein, pflanzte sich vor dem Verkaufstische auf und fragte im Tone einer großen Erregung: „Wo ist die schwarze Schweiz hingelommen?“

Das Auge des Mannes ruhte dabei streng auf einem kleinen, lauernden Männchen, das beim Dehnen der Tür aus einer Ladende herbeigerollt war, ergeben gekniet hatte und nun mit seinem breiten, platten Gesichte demüthig lächelnd sagte: „Herr Hofsekretär meinen die schwarze Schweiz mit den vier Rappen, die ...“

„Gestern noch in Ihrem Schaufenster hing,“ fiel der Besucher dem kleinen Herrn in die Rede, als hinge von dessen Antwort sein Lebensglück ab.

„Ja, gestern allerdings,“ jagte der Geschäftseigentümer und führte seine Hand betonend an die Brust, „aber heute ... ich habe sie verkauft.“

„Sie Unglücklicher, ich habe Ihnen doch gesagt, daß ich sie kaufen werde.“

„Bitte, sie war Ihnen doch zu teuer.“

„Ich wollte mich nur nicht von Ihnen übers Ohr hauen lassen.“

„Nun, ich habe den vollen Preis bekommen.“

„Ich hätte ihn Ihnen auch ansetzen.“ erwiderte der Hof-

sekretär und sah mit der Miene eines Mannes, der von großem Unglück betroffen worden war, zu Boden. Plötzlich wandte er sich an den Geschäftseigentümer mit der Frage: „Wer hat sie gekauft? Woher haben Sie sie verkauft? Vielleicht kann ich sie noch retten ...“

„Eine meiner besten Kunden hat sie erworben.“

„Dann wissen Sie ja auch seinen Namen. Wo wohnt der neue Besitzer der schwarzen Schweiz mit den vier Rappen?“

„Königsallee Nummer 49,“ erwiderte der kleine, rundliche Herr und fügte vertraulich hinzu: „Sie ist sehr hübsch.“

„Ein herrliches Exemplar,“ sagte der Hofsekretär und schrieb die Adresse auf. „Reine Zeichnung, korrekte Färbung und tadellose Abkantung.“

„Da können Sie völlig beruhigt sein.“

„Ob ich sie wieder sehen werde?“ fragte der Hofsekretär und klopfte sein Notizbuch wieder zu.

„Wenn Sie sie in dem roten Kleide sehen, wird sie Ihnen ganz besonders gut gefallen.“

„In was für einem roten Kleid?“ fragte der Hofsekretär.

„Nun, das rote Kleid, das sie damals trug, als ...“

„Ja wer?“

„Nun, das Fräulein Minna Wilfort.“

„Ich spreche aber doch von der schwarzen Schweiz mit den vier ...“

„Ich meine die Käuferin Fräulein Wilfort, eine überaus hübsche, junge Dame.“

„Ach das interessiert mich nicht, wenn ich nur weiß, wo sie wohnt,“ erwiderte der Hofsekretär.

„Und was wollen Sie jetzt machen?“

„Ich gehe zu dem Fräulein und mache ihr den Antrag, ihr die schwarze Schweiz anzukaufen.“

Sprachs und eilte fort, ehe Godopitzki noch etwas erwidern konnte.

II.

Eine Viertelstunde später war der Hofsekretär Bränning in der Königsallee und stieg die Treppe des Hauses 49 hinauf, klopfte an einer bestimmten Tür im ersten Stock und ließ sich bei dem gnädigen Fräulein melden.

Hofsekretär Bränning trat ein. Nachdem er sich vorgestellt hatte, fragte Minna: „Womit kann ich dienen?“

„Ich komme wegen der schwarzen Schweiz.“

„Wegen was?“

„Nun wegen der schwarzen Schweiz mit den vier Rappen, die gnädiges ...“

„Ach, ich verstehe,“ fiel ihm Fräulein Wilfort lachend in das Wort. „Wegen der schwarzen Schweiz, die ich gestern gekauft habe ...“

„Ganz richtig.“

„Der Händler hat Ihnen wohl meine Adresse gesagt und Sie wünschen nun diese überaus seltene Marke zu sehen.“

„Eigentlich nicht. Ich will Ihnen die Marke abtaufen, meine Gnädigkeit.“

„Abtaufen?“

„Jawohl. Ich habe die Marke schon mehrere Tage im Schaufenster des Händlers gesehen, mich aber nicht sofort zu dem Kauf entschließen können. Da kamen mir nun Sie zuvor und ich muß jetzt ...“

„Ich verkaufe diese Marke aber nicht, da ich selbst schon lange nach ihr suche.“

„Mir fehlt sie aber. Ich brauche sie dringend.“

„Ich benötige sie ebenso dringend wie Sie. Ich habe schon das Pendant dazu, die schwarze Schweiz mit den sechs Rappen, die allerdings nicht so wertvoll ist, aber auch nicht häufig vorkommt.“

„Sie notiert kaum 200 Kronen.“

„Sie verstehen, wenn ich sage, daß ich die Marke ebenso dringend benötige wie Sie.“

„Wenn Sie das Pendant geben, muß ich allerdings die Hoffnung aufgeben,“ sagte Hofsekretär Bränning trocken, als hätte er den Verlust von etwas besonders Wertvollem zu beklagen. Er sah betrübt zu Boden und entschuldigte sich bei der jungen Dame, daß er sie gestört habe. Fräulein Wilfort tat es selbst, den Wunsch ihres Besuchers nicht er-

füllen zu können. Sie hielt sich verpflichtet, ihm wenigstens einige freundliche Worte zu sagen.

„Sie sind wohl ein entzerrter Sammler?“

„Ich liebe die Marken,“ erwiderte der Hofsekretär mit einladender, naiver Wärme.

„Ganz wie ich,“ bemerkte Fräulein Wilfort.

„Ich könnte ohne meine Sammlung nicht sein.“

„Auch ich nicht.“

„Ich liebe für diese kleinen bunten Dinger,“ fuhr der Hofsekretär zu sprechen fort, wobei aus den Tönen seiner Stimme eine Mischung von Zärtlichkeit, Erregung und Sehnsuchtklang. Unwillkürlich blickte er auf die junge Dame, die ihm gegenüber saß und die nun genötigt war, in seine schwärmerisch strehenden Augen zu sehen. Sie fand den Fremden sympathisch, fast sogar hübsch. Es kam ihr auch der Gedanke, wie tief dieser Mann empfinden muß, der sich schon für die kleinen Briefmarken so erwärmen konnte. Es ist eine Gabe der Frauen, alles aus der Perspektive des Gefühls und der Liebe zu beurteilen und zu betrachten.

„Es wird Ihnen wohl leicht erscheinen,“ sagte der Hofsekretär nach einigen Augenblicken des Schwärmens, „daß ich mich über so etwas Unbedeutendes erregte.“

„Ich bin selbst eine leidenschaftliche Sammlerin,“ erwiderte Fräulein Wilfort. „Ich habe mir statt eines neuen Kleides die schwarze Schweiz gekauft.“

„Man findet Frauen selten als Markenfans.“

„Das mag daher kommen,“ bemerkte Minna, „weil wir Frauen in den meisten Fällen unsere Liebe und unsere Neigungen vorzüglich in anderen Richtungen betätigen. Bei den Männern erlaube ich mir das wieder so: Sie suchen in Gegenstand, um das natürliche Gefühl der Sorge und Betreuung, das jeden Menschen innewohnt, für jemand aufzuwenden. Da verfallen sie nun auf das Briefmarkensammeln, das viel Aufmerksamkeit und Sorge erfordert. Es ist erst ein Surrogat, später wird es eine Leidenschaft.“

„Daher sind die entzerrtesten Briefmarkensammler die Junggesellen,“ sagte der Hofsekretär lachend.

In diesem Augenblick kam das Stübenmädchen im Auftrage Minnas Mama, die ihre Tochter erinnern ließ, daß es Zeit wäre, sich für den Industriellenball anzukleiden.

„Ach, Sie gehen aus?“ sagte der Besucher und erhob sich rasch.

„Ja,“ erwiderte Minna, „waren Sie schon einmal auf dem Industriellenball?“

„Nein,“ sagte Bränning.

„Nun, es ist dort wohl wie auf allen anderen Bällen: Man unterhält sich immer gut, wenn man angenehme Gesellschaft mit hat oder vorfindet.“

„Ich könnte wirklich einmal hingehen. Nur habe ich mich schon allzulange nicht als Tänzer versucht.“

„Für einen Walzer wird Ihre Kunst doch noch ausreichen ...? Ich halte Ihnen einen reserviert ...“

„Wenn mir gnädiges Fräulein diese Auszeichnung zuteil werden lassen, dann will ich ...“

„Sie kommen also?“

„Nun, um mit Ihnen den in Aussicht gestellten Walzer zu tanzen,“ erwiderte der Hofsekretär und lächelte der jungen Dame die Hand.

„Jetzt haben Sie aber noch gar nicht meine Sammlung gesehen und das ist doch bei uns Markenfans das Wichtigste.“

„Vielleicht räumen Sie mir ein andermal den Vorzug ein, Ihre Sammlung besichtigen zu dürfen.“

„Darüber wollen wir am Industriellenball sprechen, wenn wir unseren Walzer tanzen,“ erwiderte Minna und empfahl sich von Bränning.

III.

Es war vorauszu sehen, daß Herr Bränning und Fräulein Minna es nicht bei dem einen Walzer werden bewenden lassen. Sie tanzten noch eine Polka und dann abermals einen Walzer und waren auch beim Abschied ein Paar. Herr Bränning lispelte auch mit Fräulein Minna und ihrer Mama. Selbstverständlich sprachen zwei so eifrige Markenfans hauptsächlich von ihren Liebdingen. Der Hofsekretär erzählte von seiner blauen Kaminuhr mit dem Schilfenfahnen und von der roten Kolumbiere mit dem bläulichen Zehndruck, während Fräulein Minna ihren seltenen österreichischen Merkur rühmte. Herr Bränning erwähnte, daß er die schwarze Quabeloupe habe, von der nur zwei Bogen gedruckt worden seien, was Fräulein Minna sehr neugierig machte. Auch von der granblauen Hannover war eingehend die Rede. Bei der blauen Fidschi-Insel-Marke erwiderte Bränning, daß er das Händchen von Fräulein Wilfort in seiner Hand habe und bei der kaminroten Frankred zu einem Franken haben die beiden eng aneinander geschmiegt in einer Loge unter Palmen und oben Eis, das Herrn Bränning in rätselhafter Weise an die blaue Katal mit der Krone erinnere. Als die Damen aufdraußen wurde Herr Bränning für den nächsten Tag zur Hause eingeladen. Herr Bränning legte die Damen bis zum Bogen und buamelte nach Hause. Weber er, noch Fräulein Minna dachten an die schwarze Schweiz mit den 4 Rappen. Ihre Pflichten beschäftigten sie sich mit Dingen, die in keinem Briefmarkensammler der Welt vorkamen ...

Pünktlich erschien Bränning am nächsten Tag bei Wilfort zur Hause mit einem Blumenstrauß bewacht. Fräulein Minna war allein. Die Mama hätte einen Besuch abzugeben, dann wurde sie erschienen. Und das war gut so. Der Hofsekretär räuperte sich festerlich, überreichte seine Blumen und bemerkte dann, daß er etwas besonderes auf dem Herzen habe.

„Nun?“ fragte Fräulein Minna neugierig.

„Es ist wegen der schwarzen Schweiz ...“

„Gewiß! Das weiß ich. Nun ist aber augenblicklich ein europäisches Markte ten zweites Exemplar ...“

„Sie müssen dann eben warten.“

„Das kann noch lange dauern,“ entgegnete Bränning. „Das veranlaßt mich nun, Ihnen, meine Gnädigkeit, einen Vorschlag zu machen, von dem ich wohl glaube, daß er sehr nützlich ist. Wer die Annahme würde mir erwidern, die schwarze Schweiz zu besitzen, ohne daß Sie sie verkaufen brauchen ...“

„Das bin ich neugierig, wie Sie das machen wollen.“

„Es ist wohl doch nicht ermoden,“ scherzte Minna.

„Und der wäre?“

„Wenn ich die schwarze Schweiz mit den vier Rappen schon nicht allein besitzen kann, dann möchte ich sie doch mit Ihnen gemeinsam besitzen und darum bitte ich Sie hermit um Ihre Hand, denn wenn wir verheiratet sind, gehört die schwarze Schweiz mit den vier Rappen uns beiden.“

Fräulein Wilfort war weder überrascht noch bestürzt über diese Wendung der Dinge, denn sie hatte sie vorausgesehen. Darum sagte sie lachend, daß sie mit dieser Befestigung einverstanden sei, worauf ihr der Hofsekretär den Verlobungsring gab.

„Das wird herrlich werden, wenn wir unsere Briefmarkensammlung vereinigen,“ sagte Minna zärtlich.

„Wir haben dann wohl die größte Sammlung Europas,“ erwiderte der Hofsekretär und betrafte diese Tatsache durch einen neuen Kuß.

„Da hast die blührote Nummern mit dem Ochsenkopf die seltene Quabeloupe, von der nur zwei Bogen gedruckt worden sind und die rote Kolumbiere ...“

„Und Du hast die schwarze Schweiz mit den vier Rappen den österreichischen Merkur und die grüne Fidschi-Insel in die kaminrote Frankred ...“

„Ich glaube, wir werden sehr glücklich sein.“

„Auf der Hochzeitstafel ordnen wir unsere Sammlungen.“

Als Frau Wilfort sie, stellten sich ihr zwei Verlobte vor. Auch sie war nicht überrascht darüber, obgleich sie von Markenfans nichts verstand, aber gern an dem Velle hatte sie ihre Beobachtungen gemacht.

Nur Einer war erstaunt, als er einige Tage später eine Verlobungsanzeige erhielt - Herr Godopitzki. Der kleine, bide Herr hatte es sich nie träumen lassen, daß seine schwarze Schweiz mit den vier Rappen so seltene Ereignisse im Gefolge hätte ...